

Die ukrainische Kleinstadt Polesskoje, 70 Kilometer westlich des Unglücksreaktors von Tschernobyl, steht vor der Evakuierung: Hier hallt die Explosion des Reaktors Nummer 4 bis heute nach. Die Bevölkerung lebt in ständiger Angst: Angst vor der Strahlung im Staub, in den Lebensmitteln, im Wasser.

Thomas Weibel

«Wieviel, wieviel?» In gebrochenem Deutsch stösst die Frau immer wieder dasselbe Wort hervor. *Ala Tipjakowa*, Lehrerin, 53-jährig, drängt sich vor. Wir stehen vor dem Rathaus von Polesskoje und messen mit unserem Dosimeter die Strahlung auf den Bodenplatten. Sie ist hoch: Das Gerät zeigt über 600 Mikroröntgen pro Stunde an. Für die Frau ist die Zahl bedeutungslos: Die Ziffern sind für sie synonym mit Gefahr, tödlicher Gefahr.

Der Bürgermeister, *Nikolai Iwanowitsch Primatschenko*, weiss, dass seine Stadt stark verstrahlt ist. Die Bürgerinnen und Bürger von Polesskoje wissen es auch: Aus dem Bezirk sind bis heute 6000 Menschen weggezogen, freiwillig, wie es heisst.

Der Bürgermeister erzählt von seiner Stadt: Sie liegt etwa 130 Kilometer von Kiew entfernt und zählt etwa 13 000 Einwohner. Er erzählt von der Wirtschaft: Eine Nähfabrik für Jacken gibt es hier, einige Bauunternehmen. Vor allem aber Landwirtschaft: Auf den bäuerlichen Staatsbetrieben des Ortes ist der Grossteil der Bevölkerung von Polesskoje beschäftigt. Die hier leben sind gute Menschen, erzählt er. In den ersten 24 Stunden nach der Katastrophe von Tschernobyl haben seine Bürgerinnen und Bürger 30 000 Menschen aus der evakuierten Zone bei sich aufgenommen. Niemand hat sich gewehrt. Viele seien gar zu Verwandten gezogen, um den Flüchtlingen ihre eigenen Häuser zu überlassen, berichtet Primatschenko.

Von alledem erzählt der Bürgermeister. Nur von der Angst seiner Bürgerinnen und Bürger erzählt er nichts.

Bisher haben sowjetische Kernkraftwerke einen Sicherheitsabstand von wenigstens 30 km von den Städten – obwohl nach sowjetischer Sicherheitsphilosophie eine Havarie mit Austritt von Radioaktivität ausgeschlossen ist. Deshalb hat noch kein arbeitendes Werk einen Reaktorsicherheitsbehälter (Containment) nach westlichem Muster. Daraus wird im Westen mitunter der Schluss gezogen, sowjetische Kernkraftwerke seien umgeben dieses Containment weniger sicher als westliche. Dieser Schluss mag vorzeitig sein. Nach dem Eindruck amerikanischer Besucher sind sowjetische Reaktoren zuverlässig und dauerhaft.

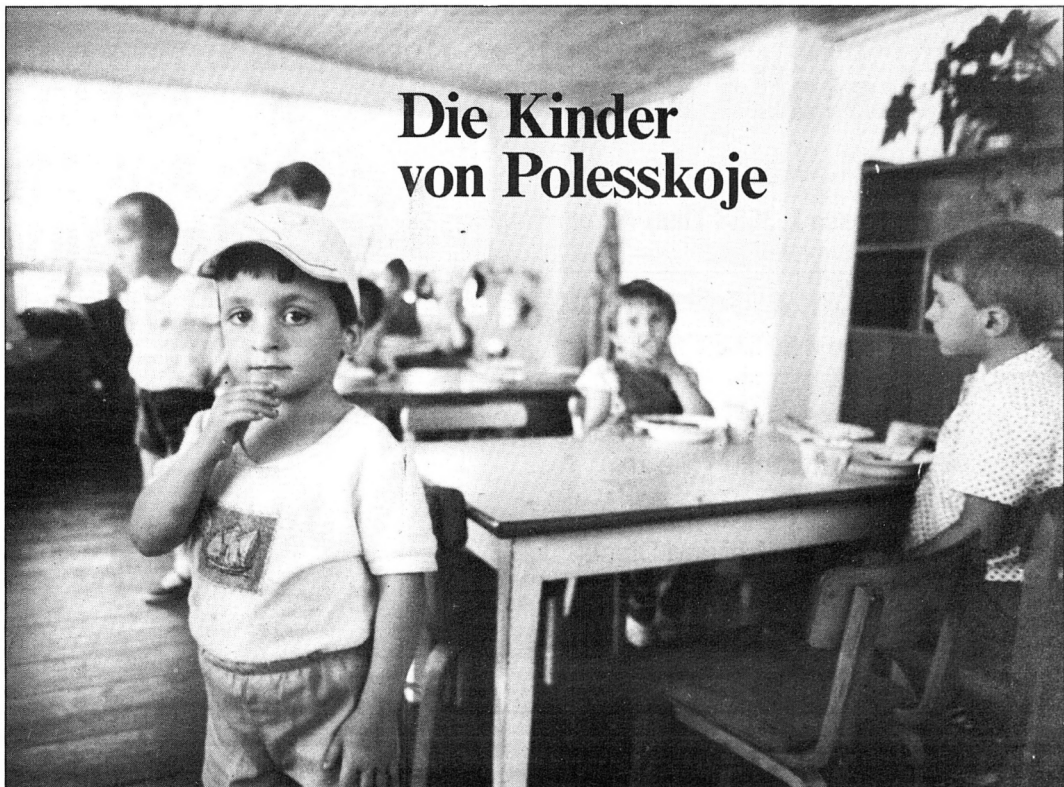
Aus dem Artikel «Kernenergie in der Sowjetunion» von Rudolf Weber, veröffentlicht in der Beilage «Forschung und Technik» der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 23. Januar 1980.

Vor dem Rathaus rauscht der Tankwagen vorüber, der – wie immer seit der Havarie – viermal täglich den strahlenden Staub von den Strassen wäscht. Niemand dreht sich um – ein alltäglicher Anblick.

Viel wurde hier getan in den vergangenen vier Jahren: Die Dächer wurden gewaschen, die Strassen neu asphaltiert, auf dem ganzen Gemeindegebiet wurden versuchte Humusschichten abgetragen und in der 30-Kilometer-Sperrzone um den explodierten Reaktor deponiert. Genutzt hat es wenig: Im vollkommen verwahrlosten Stadtpark von Polesskoje zeigt unser Dosimeter gar 1055 Mikroröntgen pro Stunde an.

Die Angst der Menschen vor den Strahlen von Tschernobyl ist allgegenwärtig. Viele trinken kaum noch Milch, essen kein Fleisch mehr, denn die Kühe, die nach der Havarie versuchtes Gras frassen, waren hochgradig verstrahlt. Heute kommen Fleisch und Milch ebenso wie das Gemüse aus dem Kiewer Nahrungsmittelkombinat Nummer zwei. Alle Lebensmittel, die in die verseuchten Gebiete gebracht werden, sind kontrolliert und «sauber», heisst es. Die Menschen glauben es nicht.

Gruenvolle Geschichten sind es, die sie erzählen: Den Tränen nahe berichtet *Larissa Wodolasschaja*, von ihrem Ehemann, einem Militärpiloten, der Dutzende von Einsätzen über dem brennenden Kraftwerk geflogen hat. Dem Obersten der sowjetischen Armee mussten in den vergangenen Jahren beide Beine amputiert werden; nun tauschen dieselben unerträglichen



Kinder im Kindergarten von Polesskoje: Einige von ihnen leiden bereits an Schilddrüsenkrankungen.

(Bilder: Beat Bieler)

Schmerzen bereits im rechten Arm auf. Oder *Irina Dobrowolskaja*: Ihr Mann arbeitet mehrere Wochen lang als Lüftungsspezialist am gebrannten Reaktor. Heute ist er krank: Lymphdrüsenkrebs, ohne Chance auf Heilung. Beide Frauen halten uns bittend die unbehelfen hingekritzelt Adressen von renommierten Kliniken im Westen entgegen, die – wie man ihnen erzählt hat – ihren Männern vielleicht helfen könnten – Männern, denen niemand mehr helfen kann.

Die erhöhten Erkrankungsraten werden von der Bevölkerung und vom Grossteil der Ärzteschaft der Strahlensexposition zugerechnet.

Eine kritische Beurteilung der Situation jedoch führt zu dem Schluss, dass es sich um Erhöhungen handelt, die durch drei verschiedene Ursachen zustande kommen: 1. Veränderte und eingeschränkte Lebens- und Ernährungsbedingungen, 2. Gravierende Angstzustände, 3. Häufigere und intensivere ärztliche Untersuchungen und vollständiger Berichte über Erkrankungen in den kontaminierten Gebieten.

Aus dem Bericht an das Deutsche Rote Kreuz über die Mission einer Expertengruppe der Liga der Organisationen des Roten Kreuzes und des Roten Halbmondes in die vom Reaktorunfall in Tschernobyl betroffenen Gebiete der Sowjetunion vom Januar 1990.

Seit Tschernobyl habe er zwei Herzin-

farkte erlitten, berichtet der erregte Mann: *Michail Poromatschenko* ist 50-jährig und invalid. Erst über ein Jahr nach der Katastrophe hätten die Behörden Broschüren mit Strahlendosenwerten und möglichen Vorsichtsmassnahmen veröffentlicht. Auch Poromatschenko hat Angst, Angst vor dem täglichen Brot. Jedermann wisse, keucht er, dass die versuchten Landwirtschaftsprodukte der Gegend täglich nach Kiew gefahren werden. Von dort kämen sie wenig später, als «sauber» deklariert, wieder zurück. Wie zum Beweis streckt er seine linke Hand entgegen: Stark gerötete Haut löst sich von seinen Handflächen. Er hat Herzschmerzen, sagt er.

Mit einem Mal fährt seine etwa gleichaltrige Frau dazwischen: Sie redet angstvoll auf ihren Ehemann ein, deutet auf zwei Soldaten, die – die Maschinenpistole umgehängt, eine Zigarette im Mundwinkel – am Gartenzaun lehnen und unfreundlich herüberblicken. Mit einer Handbewegung bringt Poromatschenko seine Frau zum Schweigen. Er will weiterreden. Und vor allem: Er will raus hier, will sich woanders eine Existenz aufbauen. Doch der Staat ist hoffnungslos überfordert: Nur für einen Bruchteil der Menschen, die

möglichst bald umgesiedelt werden müssten, sind bisher neue Wohnungen errichtet worden.

Wenig später treffen wir Lehrerin *Ala Tipjakowa* wieder. Sie erzählt, bricht in Tränen aus: Ihre Tochter, *Petranka Nikolaiewna*, sei vom Arzt zur Abtreibung gezwungen worden. Es sei besser so, habe er gesagt. Das zweite Kind ihrer Tochter wurde im vergangenen Jahr geboren und litt bereits im ersten Monat an Gelbsucht. Nach sechs Monaten kam Milchschorf dazu, dann Anämie, schliesslich chronische Halsentzündung.

Dieses kranke Kind ist kein Einzelfall: Als man, um den tobenden Reaktor zu löschen, Blei in die nuklearen Gluten warf, dachte niemand daran, welchen Schaden das verdampfende Metall anrichten könnte. Heute werden bei Blutanalysen von Kindern in vielen Fällen bis zu 50fach erhöhte Bleiwerte festgestellt.

Oft sind es dieselben Kinder, die in dieser Gegend lange Zeit unter Jodmangel gelitten hatten, bis sich plötzlich genügend Jod in den Lebensmitteln fand, das sich sofort in den kindlichen Schilddrüsen ansammelte: radioaktives Jod aus dem Reaktorfeuer.

Ich habe beobachtet, wie die Kinder mit Stöcken in der Hand an den Büschen entlangtiefen und so taten, als ob sie die Strahlendosenwerte mit «Dosimetern» kontrollierten. Sie spielten radioaktive Strahlung. Und ein Mädchen, das sich in ein Leintuch gewickelt hatte, lief vor einem Hauseingang herum und machte «schreckliche» Augen, wobei sie mit Grabesstimme rief: «Hahnuu, ich bin die Radioaktivität, versteckt euch alle vor mir. Ich bin böse, bin fürchterlich...» Aus den «Protokollen einer Katastrophe» des Kiewer Arztes, Schriftstellers und Politikers *Jurij Schtscherbak*.

«Warum sind die Kinder noch hier? Warum?» Immer wieder diese Frage, ohne Ende. *Roman Kortschewni* ist über 70 Jahre alt. Von verlegten blickenden Kindern aus dem nahen Kindergarten umringt, fragt er immer wieder: «Warum sind sie noch hier?»

Nach und nach beruhigt er sich ein wenig. Nein, er hat keine Angst vor dem Tod. Er ist ein alter Mann. Ohne weiteres gäbe er sein Leben für die Kinder hin. Schon am ersten Tag hat er gesagt, etwas Furchtbares sei geschehen. Seiner Tochter, die Mutter von fünf Kindern, hat er es gesagt: Die Kinder müssen weg, sofort. Niemand habe ihm geglaubt, stösst er hervor. Und wieder: «Warum sind die Kinder noch hier?»

Bald werden die Kinder nicht mehr hier sein: Der Oberste Sowjet der Ukraine hat vor kurzem beschlossen, die Einwohner des Ortes zu evakuieren. In wenigen Wochen schon wird hier kein Kinderlachen mehr aus den offenen Fenstern des Kindergartens klingen, und keine alten Männer werden mehr über die Untätigkeit der Behörden zeteren. 160 000 bereits umgesiedelten gleich werden auch die Menschen von Polesskoje versuchen müssen, an einem anderen Ort ein neues Leben zu beginnen.

Und hier in Polesskoje wird bald schon dieselbe Totenstille herrschen wie in all jenen anderen Dörfern und Städten, die die Katastrophe von Tschernobyl zu Niemandsland hat werden lassen.



Skepsis, Resignation und Wut malt sich in den Gesichtern der Frauen von Polesskoje: Nach jahrelangen Beschönigungen der Behörden erfahren sie, dass sie in Kürze ihre Häuser werden verlassen müssen.

TT-Serie: 4 Jahre nach Tschernobyl

TT. Die erste Folge der TT-Serie beschrieb den Unglücksreaktorblock 4 von Tschernobyl und die Havarie (TT vom Dienstag). Die zweite Folge beschrieb die Geisterstadt Pripjat und die Evakuierung (TT von gestern). Mit der dritten, obenstehenden Folge über die Kleinstadt Polesskoje beendet das TT die Serie über die Katastrophe von Tschernobyl.